

Roland Gnaiger

Weites Feld und bunte Wiesen –

meinen Studentinnen

und Studenten

Mein Engagement für das Land und seine Dörfer erwuchs aus einer Verletzung. Aufgewachsen bin ich wechselweise in einer (Klein-)Stadt und in einem Dorf. Die Räume meiner Kindheit, meinem Gedächtnis tief und körperlich eingewachsen, sind noch heute jederzeit aufrufbar: Bilder, Atmosphären, Gerüche, Raumfassungen, Blickbezüge, langsame Betriebsamkeit. Zu meinen einprägsamsten Ortserfahrungen gehört »die Allee«. Etwa einen Kilometer lang führte sie vom Haus meiner Großeltern zum Zentrum des Dorfes. Von Stationen und Erlebnisorten wie dem von Buchsbäumen umwachsenen Denkmal (für einen Bauernphilosophen) oder der Scheune mit ihrem ertragreichen Spaliergehölz in Etappen geteilt, war »die Allee« der »geschenkte Raum« zwischen großen Birnbäumen. In diesem Raum reifte mit den Birnen mein Wissen von Raumkunst und Baukultur. *»Diese Bäume sind herrlich, aber herrlicher noch ist der erhabene, gesteigerte Raum zwischen ihnen.«* Mit dieser Formulierung von Rilke werden auch meine damaligen Eindrücke beschrieben. Und die Dorfmitte, obwohl in keinem Reiseführer – ein Manifest der Raumkunst. Raum statt Zwischenraum: straßenartig lang, zu Plätzen geweitet, Ein- und Ausblicke, Enge und Weite im Wechsel. Umfasst wurde diese Mitte von einem »Erlebnisparcours« aus Landgasthöfen, Jausenstationen mit Gastgärten, Rast- und Aussichtsplätzen und Gehöften, jedes eine eigene und ganze Welt. Ein Ring aus Geschichte und Geschichten.

Erlebnis für einen Schöngest? Nein! Denn wollte man das Nützliche, war es nur im Verein mit dem Schönen zu haben. Die Spielplätze der Kindheit trugen zentnerschwere Frucht-ernten. Geschlossene Energie- und Ernährungskreisläufe in Hainen voll Schatten und Sonne. Wirtschaftseinheiten als »dichte Packung«. Arbeitsplätze, Wertschöpfung, harmlose, heitere, vor allem konsumbefreite und damit jedermann zugängliche Freizeitangebote (Eislaufplatz, Flussbad, Rodelbahn) in engster Nachbarschaft. Zwischen Freizeit, Arbeit und Wohnen waren die Grenzen weder räumlich noch zeitlich auszumachen.

Dann ging alles ganz schnell. Die Sattlerei meines Großvaters war eines der ersten Opfer, dann starben die Bäckereien, der Greißler, der Drechsler, das Kino, der Drogist, der Buchladen, das Postamt: Wohnen über toten Sockelzonen. »Meine Allee« wurde geflutet vom Lärm und der Abluft der neuen Umfahrungsstraße. Gewerbe- und Einkaufshallen haben die letzten Baumreihen erst kürzlich wegradiert. Bipa und Penny-Markt statt Schulweg und Allee.

Komplexität, Beziehung, Struktur, Funktionsvielfalt, Schönheit, Begegnung, Raum, Lebensqualität – all das ist Baukultur.
Ihr Verlust – das war meine Verletzung!

Meine Reaktion? Ein giftiger Sud aus Trauer, Wut, Zynismus und ein Pendeln zwischen Aufbäumen und Resignieren. Ich habe aufgeschrien, protestiert, dagegen angeschrieben. Ich bin geflüchtet, habe meine »zerstörten« Beziehungsorte oft viele Jahre gemieden. Ich habe große Umwege in Kauf genommen, um den blutendsten Wunden und grässlichsten Geschwüren zu entgehen. Und fallweise habe ich mich mit der von mir gestalteten Fernsehserie (Plus/Minus 1985–1993 in ORF »Österreichbild« bzw. »Vorarlberg heute«) auch gerächt. Der Erfolg auf meiner Seite war zweifelhaft, die Genugtuung von kurzer Dauer. Die Lawinen kamen von allen Seiten. Mit Anfang der Achtzigerjahre zunehmend geschwinder und großflächiger. Mein Widerstand zerbarst im Kugelhagel baukultureller Zerstörung. Vor allem die ihr innewohnende »Logik« schien unüberwindbar: Wohlstand, »Rationalisierung«, Arbeitsplätze, Effizienz, Wettbewerb, Zeitgewinn. Zurück blieben Gefühle von Heimatlosigkeit, Ohnmacht und persönlichem Scheitern.

Die Wende setzte am Tiefpunkt ein und in der Form von Akzeptanz. Ich begann zu verstehen: Man kann alles bekämpfen, aber Widerstand gegen die Vergänglichkeit an sich ist zwecklos. Das definitive Ende einer tausendjährigen Agrarepoche setzte just mit dem Ausklingen des industriellen Zeitalters ein. Ihre Lebens- und Bauformen konnten nicht ausgespart bleiben. Diese (alte) Form nachhaltiger Kreisläufe und kleinräumiger Durchmischung war mit ihren Bauwerken nicht zu retten. Der Fortbestand des Alten – gleichgültig ob von außergewöhnlicher Qualität oder nicht – ist immer nur eine Frage der Zeit. Und die Radikalität, mit der sich dieser Abschied vollzog, ward schon im Auftakt zur Industrialisierung angelegt.

Die Kraft kam zurück. Ich entschied, sie nicht im Widerstand zu vergeuden. Meinen Blick für jede Spur des Neuen, für jeden Schimmer der Hoffnung schärfend, beschloss ich: **Alle Kraft für eine neue Baukultur!** Bitterkeit und Zynismus waren mein Kritiker- und Journalistenschicksal. Als Gestalter haben wir Werkzeuge. Das Neue konnte nur anders, musste aber gleich gut oder noch besser sein. Allem voran konnte es nur aus den Möglichkeiten der Gegenwart wachsen. Wir müssen dort starten, wo wir sind!

Ich lenkte die Blicke auf die Chancen zur Veränderung, begann, auch für kleine Bauvorhaben komplexe Programme zu schreiben, entwickelte Häuser als Lebenswelten und erfand da oder dort ein Thema neu: die Schule, die Landwirtschaft, Tourismus, das Zusammenwohnen ... Ich legte mein während des Studiums kultiviertes Bild des Architekten als eines heroischen Einzelkämpfers ab, öffnete mich der Mitsprache und Kooperation und (viel zu spät) der Teamarbeit. Parallel dazu wuchs mein Verständnis für die Kritik an der Architektenschaft (trotz Genderbewußtsein hier in ihrer männlichen Form!). Ich bedauerte unsere Selbstbezogenheit und die Unbeholfenheit unserer Kommunikation und Vermittlung. Gleichzeitig gewann ich MitstreiterInnen und Verbündete und das Vertrauen von BürgermeisterInnen, UnternehmerInnen und Organisationen. Deren (oft gut getarnte) Ratlosigkeit und häufig verzweifelte Suche nach neuen Herangehensweisen und Lösungen wurde immer unverkennbarer. Gemeinsam lernten wir, dass Architektur in gesellschaftliche Prozesse hineinzuwirken vermag, um später jene Form zu wählen, in der sie zum meist geeigneten Transformationshebel werden kann. Wir konnten persönlich erleben, in welcher Weise gute Orte Gemeinschaften konstituieren und wie aus räumlichen Vernetzungen soziale werden können – und umgekehrt. Wir wurden zu Zeugen dafür, dass gewisse Räume bestimmte Verhaltensweisen animieren: brachial und vandalisch oder achtsamer, müße- und liebevoller. Ich entwickelte Prozessverständnis, einen Blick für den richtigen Moment, für das zeitgerechte Innehalten oder Anschieben, und für das mitunter auch notwendige Zurücktreten oder Wegducken.

Als heilsam würde ich heute den Wegfall des überhöhten Respekts gegenüber **allem** Alten bezeichnen. Die Gewissheit, dass nicht jeder alte Ort, jedes historische Bauwerk gleich gut oder gar bedeutsam ist, hat viel entspannt. Am entscheidendsten, vor allem am produktivsten, wurde jedoch die sich festigende Einsicht, dass selbst der größte »Mist« der 60er, 70er und 80er Jahre als »Humus« verwertbar und bester Rohstoff ist.

Rückblickend kann ich bestätigen: Provokation ist mitunter das beste Mittel, um den Fokus auf die Baukultur oder Bauunkultur zu lenken. Von meinen ORF-Beiträgen wirkten die größten »Aufreger« (wie die gemütvollsten Stimmungsbilder) am fruchtbarsten. Was wir vor allem anderen erreichen sollten, ist eine unmanipulierte Wahrnehmung. Denn das Verständnis wächst am nachhaltigsten, wenn erst einmal Aufmerksamkeit und Interesse geweckt sind. *Und wenn man sich interessiert, nicht wahr, dann kommt das Verstehen von selbst* (Thomas Mann, »Der Zauberberg«). Vor allem aber galt es den fundamentalen Trugschluss freizulegen, dass man sich beim Bauen zwischen dem Zweckmäßigen und dem Schönen entscheiden müsse. Hält sich der Schaden dieses Denkfehlers beim Kleiden gerade noch in Grenzen, so wird er beim Bauen kolossal. Wer wollte beispielsweise am Esstisch schon vor der Wahl stehen: Nährwert **oder** Vergnügen und Genuss? Beim Bauen schien das die gängige Alternative: funktional und nützlich **oder** schön, teuer und unnütz.

All diese in dreißig Jahren gereiften, oftmals sehr persönlichen Einsichten und Erfahrungen wären irrelevant, gäbe es da nicht jene Menschen, Orte, Bauten und Ensembles, die mit dem Landluft Baukulturgemeindepreis 2009 in das österreichische Blickfeld rücken. Da ist Aufbruch, Zukunft, das tiefgreifende Neue! Hier ernten wir Baukultur und mit ihr erstarken Hoffnung und Mut. Es ist nicht so, dass mit dieser Initiative und diesem Preis »die Gegenwart« dokumentiert würde. Es wird eine »bessere Gegenwart« dokumentiert! Die hiermit vorgestellten, in österreichischen Gemeinden bereits erprobten, gelebten und gebauten Ansätze, Lösungen, Teillösungen und Strategien lassen sich, ähnlich einem Puzzle, zusammensetzen.

Als Ergebnis entsteht ein ganzes und glaubwürdiges Bild einer gesellschaftlichen Zukunft. Deutlicher noch als 1999 – bei der ersten Landluftausstellung in Wien – tritt uns hier die Breite, Vielfalt, Vielschichtigkeit und Buntheit einer (neuen) Baukultur entgegen – ihre Hardware wie auch ihre Software. Auch ihre schwierige Fassbarkeit wird deutlich, die nichts anderes ist als das Resultat ihrer Offenheit gegenüber so mannigfachen gesellschaftlichen und kulturellen Themen. Um diese Vorbilder zu wissen, die Siebergemeinden kennenzulernen und sie als Juror nah und unmittelbar zu erleben, ist ein Privileg. Es ist ein Elixier und übertrifft bei Weitem das, was ich (bei nicht zu bescheidener Fantasie) vor 25 Jahren zu erwarten gewagt habe.

Die am häufigsten gestellte Frage werden wir auch zukünftig und jetzt erst recht hören: Wie kommt die Baukultur ins Dorf? Oder zu diesem Anlass umformuliert: Wie haben die Siebergemeinden das gemacht? Die Antwort ist: es gibt kein Rezept! Die »große Lösung« oder Strategie gib es nicht (oder nicht mehr?). Auch das ist eine Einsicht aus der Begleitung von Entwicklungsprozessen in Kommunen. Die Zeit des Pauschalens ist vorbei. Es gibt tausende kleinere und größere, immer wieder zu differenzierende Ansätze und Herangehensweisen. Jeder Frage, jedem Ort wohnt eine eigene Antwort ein. Ich halte es da mit dem großen Managementtheoretiker Peter Drucker, der meinte: *»Es geht nicht darum, Probleme zu lösen, sondern Gelegenheiten zu nutzen.«* Und tatsächlich wären die Probleme in den Städten, Dörfern und am Land zu mächtig und überforderten uns und alle Beteiligten vor Ort. Druckers Vorschlag, Gelegenheiten zu nutzen, ist der beste Rat. Gelegenheiten gibt es in jeder Gemeinschaft, jeder Gemeinde, an jedem Ort und in jedem Prozess mehr als genug. Der Einstieg über erkannte und aufgegriffene »Gelegenheiten« ist der beste Auftakt für Baukultur – wahrscheinlich für jede Änderung zum Besseren. Im selben Maß verleiht die Erfahrung, dass Geld wichtig, aber nicht der entscheidende Faktor ist, Antriebskraft. Die interessantesten Beispiele und Projekte beweisen dies: Fantasie, Kommunikation, Erkennen von Humanressourcen, Vernetzung, Motivation, Vertrauen, Fehlertoleranz und das Vermögen spielend zu scheitern sind, neben einer unbeirraren Ausdauer, die verlässlichsten Erfolgsfaktoren. In nahezu allen Fällen beginnt es mit einem kleinen Projekt, das Zuversicht, Begeisterung, Gemeinschaftssinn spendet und den Mut für einen weiteren, größeren Schritt.

Abschließend noch meine Entgegnung auf den wiederholt vorgetragenen Einwand, was ein Baukulturpreis – neben der heute schon inflationären Zahl an Architekturpreisen – soll. Der Baukulturgemeindepreis ist etwas anderes! Architektur ist ein unverzichtbarer Teil von Baukultur. Aber Baukultur ist mehr. Sie meint auch die Breite der Schultern, von denen Architektur und Kultur getragen werden. Sie meint auch den Raum, den sie entstehen lässt und in dem sie entsteht. Und sie meint die Menschen – die in Architekturdokumentationen nie vorkommen. Baukultur bewegt sich auf allen Maßstabsebenen, von der Stadt und Siedlung über die Straßen und Plätze, den öffentlichen und privaten Bauten bis zu ihren Innenräumen und Details, den Stiegenantritten und Türgriffen, und von dort zur Arbeits- und Wohnkultur. Ohne dass die Formgebung vernachlässigt wird, ist immer auch die Gestaltung gesellschaftlicher Beziehungen und funktionaler Abläufe gemeint.

Baukultur ist auch die Aneignung, die »Bespielung« und die fortgesetzte Nutzung unserer Bauten, Räume, der öffentlichen wie der privaten Plätze. Baukultur zielt auch, aber eben nicht nur, auf den sozialen und ökonomischen Überschuss, der aus Kultur, auch aus Schönheit entsteht.

Baukultur ist nicht abstrakt, sondern konkret – auf konkrete Aufenthaltsverhältnisse, Lebens- und Zusammenlebensqualitäten bezogen. Baukultur muss nicht gewusst, sondern erlebt werden.

Baukultur ist ein weites Feld, eine vielfältige bunte Wiese. Hier wird sie ausgesät. Und der Baukulturpreis ist nicht einer von vielen Preisen, sondern die Mutter der Architekturpreise. Auch wenn uns dafür noch einiges zu tun bleibt – gesät ist die Blumenwiese allemal.

Roland Gnaiger | Bregenz–Wien

04. Oktober 2009